

## Hermann Paul: Zur orthographischen Frage

**Erstdruck:** *Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart*, Berlin: Habel, Jahrgang IX (1880), Heft 143, Seite 3–40.

### Anmerkungen zur Textgestaltung:

Der Text folgt dem Erstdruck, wobei der Seitenwechsel im folgenden jeweils durch einen senkrechten Strich (|) markiert wird. Vor jedem Seitenbeginn steht in eckigen Klammern die jeweilige Seitenzahl.

Durch die Umstellung des Textes von Fraktur auf Antiqua ergeben sich einige Schwierigkeiten bei der Hervorhebung von Buchstaben oder Wörtern. Fett- und Sperrdruck werden ebenso wiedergegeben und anstelle der Antiqua im fortlaufenden Frakturtext steht hier Kursivschrift. Deshalb wird das entsprechende Frakturzeichen als „etc.“ wiedergegeben. Im allgemeinen wird daher auch nicht zwischen Lang- und Rund-s unterschieden. Nur wenn Paul die Unterschiede der scharfen s-Laute erläutert, steht f, bzw. ff neben s.

Einige wenige Druckfehler werden unmittelbar im Text berichtigt, in Fußnoten jedoch stets nachgewiesen. Die einzige Anmerkung von Paul erscheint wie in der Vorlage als Endnote.

[3] Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung haben schon seit einigen Decennien viele Federn in Bewegung gesetzt. Seit dem neuesten Vorgehen des preußischen Cultusministeriums, welches nicht mit Unrecht allgemeines Erstaunen und fast allgemeinen Widerspruch hervorgerufen hat, ist die Angelegenheit so vielfach erörtert, daß sie dem Publikum wohl schon zum Ekel geworden sein mag. Ich würde es nicht wagen, dasselbe noch einmal damit zu belästigen, wenn es nicht meine Absicht wäre, die Frage von einer Seite her zu betrachten, die bisher durchaus vernachlässigt ist. Es beginnt jetzt mehr und mehr die Ueberzeugung in das allgemeine Bewußtsein einzudringen, daß derjenige, der es unternimmt, willkürlich in die geschichtliche Entwicklung eines Gegenstandes einzugreifen, mit den allgemeinen Entwicklungsbedingungen dieses Gegenstandes vertraut sein muß. Das wird man auch von dem Orthographiereformer verlangen dürfen. Woher aber käme all das fruchtlose Hin- und Herzanken zwischen denen, die sich als competent in der Sache betrachten, woher die Rathlosigkeit der großen Mehrheit, wenn es nicht so sehr an klaren Vorstellungen über die Entwicklungsweise, ja über das eigentliche Wesen der Orthographie mangelte? Hiermit ist der Punkt bezeichnet, von dem aus wir uns unserm Gegenstande zu nähern haben.

Das neue preußische Regelbuch stellt als „Grundsatz der deutschen Rechtschreibung“ auf: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen.“ Das ist eine unzweifelhaft verbesserte, präzisere Fassung der alten Regel „schreibe, wie du sprichst,“ die aber auch so nur |[4] eine sehr eingeschränkte Gültigkeit und einen noch eingeschränkteren praktischen Werth beanspruchen darf. Wir wollen hier ganz davon absehen, daß die Mehrheit des Volkes vielmehr umgekehrt die „richtige“ Aussprache erst an der Hand der Schrift erlernt. Wollte man aber auch das Experiment machen, einen Knaben, der von vornherein möglichst sorgfältig gegen alle mundartlichen Einflüsse geschützt und an die correcteste Aussprache gewöhnt ist, nichts anderes als die einzelnen Buchstaben mit dem ihnen zukommenden Lautwerthe zu lehren, und dann von ihm zu verlangen, die Wörter, die er spricht, niederzuschreiben, so würde er wahrscheinlich in großer Verlegenheit sein, wie er das anzufangen hätte, und das, was er etwa mit vieler Mühe zusammenbrächte, würde stark von der üblichen Orthographie abweichen, und zwar auch dann noch abweichen, wenn er seine Sache so gut als möglich gemacht hätte. Es würde sich zeigen, wie nothwendig es ist, die Orthographie ganzer Wörter zu erlernen und dabei nicht bloß den Laut, sondern auch die Bedeutung der Wörter im

Auge zu haben.

Wollen wir das Verhältnis von Sprache und Schrift richtig beurtheilen, so müssen wir zunächst mit der Anschauung aufräumen, als ob diese je ein getreues Abbild jener sein könnte. Man darf nicht, wie es gewöhnlich geschieht, unterscheiden zwischen Sprachen, in denen die Aussprache von der Schrift abweicht, und solchen, in denen man schreibt, wie man spricht. Die Schrift kann sich hier besser, dort schlechter an die Sprache anpassen, unzulänglich bleibt sie immer. Es handelt sich dabei nicht bloß um diese oder jene einzelne Abweichung, sondern es besteht eine Grundverschiedenheit in dem Wesen beider, weshalb es unmöglich ist, daß jedem ausgesprochenen Laute ein besonderes Schriftzeichen entspricht, jedem Schriftzeichen nur ein einzelner bestimmter Laut. Es ist das ein Unterschied analog dem zwischen Zahl und Raum. Zum Wesen der Lautverhältnisse wie zu dem der Raumverhältnisse gehört Continuität. So wenig die unendliche Abstufung der Größenverhältnisse im Raume durch Zahlen ausdrückbar ist, so wenig die unendliche Abstufung der möglichen Laute durch Buchstaben. |

[5] Um uns nicht zu sehr in lautphysiologisches Detail einzulassen, wollen wir uns mit einem Beispiele begnügen. Für die Unterscheidung der Consonanten nach der Stelle des Mundcanals, welche für ihre Bildung entscheidend ist, haben wir im Deutschen nach dem Vorgange des Lateinischen nur eine Dreiheit: **k-t-p**, **g-d-b**. Die Bildung von **k** (**g**) und **t** (**d**) erfolgt durch Berührung eines Theiles des Gaumens, respective der Fortsetzung desselben, der Zähne. Berührt der Zungenrücken den Gaumen, so entsteht ein Laut, den man mit **k** bezeichnet, berührt ihn die Zungenspitze, so entsteht ein Laut, den man mit **t** bezeichnet. Daß aber eine continuirliche Reihe von unendlich vielen **k**-Lauten wie **t**-Lauten gebildet werden kann, erhellt ganz einfach daraus, daß es eine ziemlich große Fläche des Gaumens ist, der ein Theil des Zungenrückens genähert werden oder über die die Zungenspitze hingleiten kann, und daß, wenn wir eine Mittellinie über diese Fläche ziehen, an jedem Punkte der Linie Halt gemacht und ein Laut erzeugt werden kann. Mit jeder Veränderung der Berührungsstelle muß auch der Laut sich etwas verändern, wenn auch unser Unterscheidungsvermögen nicht so weit reicht, um jede kleine Differenz wahrnehmen zu können. Wir gebrauchen auch im Deutschen mehrere deutlich unterscheidbare **k**-Laute neben einander. Man kann sich am besten davon überzeugen, wenn man hinter einander die Silben **ku**, **ko**, **ka**, **ke**, **ki** spricht. Dann wird man merken, wie die Berührungsstelle allmählig weiter vor rückt. Es gibt sogar eine Zwischenstufe zwischen den **k**-Lauten und den **t**-Lauten. Nähert man etwa die Mitte der Zunge dem vorderen Gaumen, die Zungenspitze an das untere Zahnfleisch gestemmt, so entsteht ein Laut, der dem Gehörseindruck nach den **t**-Lauten näher steht als den **k**-Lauten, wiewohl er seiner Bildungsweise nach zu diesen gehört, das sogenannte dorsale **t**. Stehen uns nun für die Reihe der **k**- und **t**-Laute bloß zwei Zeichen zur Verfügung, so müssen diese beiden je für eine unendliche Menge verschiedener Laute gelten. Nun lassen sich allerdings die Zeichen beliebig vermehren, wie denn z. B. das Sanskritalphabet fünf verschiedene Buchstaben anwendet. Aber so viele wir auch nehmen mögen, so läßt sich | [6] immer wieder eine Lautreihe dazwischen denken, und die wirklich anwendbare Zahl findet bald eine Grenze an unserem Unterscheidungsvermögen.

Die gleiche unendliche Mannigfaltigkeit ist noch in vielen andern Hinsichten möglich. Wenn wir uns daher auch mit der Bezeichnung derjenigen Abstände begnügen wollen, die bei genauer Beobachtung deutlich wahrzunehmen sind, so gehört dazu doch schon eine viel größere Zahl von Buchstaben als auch das reichste Alphabet enthält.

Noch in einer andern Hinsicht zeigt sich die Continuität der Lautverhältnisse. Man darf nicht meinen, daß das gesprochene Wort aus einer bestimmten Anzahl von Lauten besteht, wie das geschriebene aus einer bestimmten Anzahl von Buchstaben. Es ist vielmehr eine zusammenhängende Reihe von un-

endlich vielen Lauten. Man kann sich das am leichtesten an den sogenannten Diphthongen klar machen. Wenn wir ein **ai** sprechen, so müssen wir aus der Mundstellung für **a** in die für **i** übergehen und machen dabei nothwendiger Weise alle die verschiedenen Stellungen durch, die als Vermittelungen zwischen beiden möglich sind, deren Anzahl natürlich wieder unendlich ist. Da nun während des Durchlaufens der verschiedenen Stellungen das Tönen der Stimme nicht unterbrochen wird, so müssen auch die unendlich vielen zwischen beiden möglichen Vokale erklingen. Eben solche Uebergangslaute bestehen zwischen **a** und **i**, **a** und **m**, **i** und **m** u. s. f. Wir bezeichnen also mit den Buchstaben nur gewisse charakteristische Punkte einer fortlaufenden Reihe. Das Dazwischenliegende ergibt sich daraus allerdings bis zu einem gewissen Grade. Es bleibt immer noch Raum für allerhand Variationen, deren Abweichungen unter Umständen sehr merklich in's Gehör fallen können, Variationen, auf denen ein erheblicher Theil der mundartlichen und individuellen Verschiedenheiten beruht. Es ist auch gar nicht immer so leicht die charakteristischen Punkte richtig herauszufinden. Wir befinden uns in einer Selbsttäuschung, wenn wir meinen, daß wir dies beim Schreiben thun. Wir wenden vielmehr eine auswendig [7] gelernte Orthographie an, wobei wir uns das Verhältniß der einzelnen Buchstaben zu den gesprochenen Lauten gar nicht mehr klar machen.

Eine einigermaßen genaue Darstellung der gesprochenen Rede verlangt auch noch die Berücksichtigung wichtiger Momente, die gar nicht durch Buchstaben bezeichnet werden oder wenigstens consequenter Weise nicht durch Buchstaben bezeichnet werden sollten. Hierher gehören Silbentheilung, Quantität und Accent. Die beiden letzteren bieten wieder die Möglichkeit einer in's Unendliche gehenden Abstufung.

Und nun muß noch ein Umstand in Erwägung gezogen werden. Für eine streng phonetische Schreibweise, die nichts anderes im Auge hat, als die Schrift nach Möglichkeit der Aussprache anzupassen, kann es keine feste Gestalt der einzelnen Wörter geben, sondern es müssen ganze Sätze in ihrem Zusammenhange erfaßt werden. Denn das Wort kann unter dem Einflusse des Satzaccentes und in Folge der Berührung seines Anlautes mit dem Anlaute des folgenden Wortes seine Gestalt mannigfach wechseln. Hierher gehören z. B. einige allbekannte Erscheinungen im Französischen: die Hinüberziehung der sonst stummen Endconsonanten zum vokalischen Anlaute des folgenden Wortes, vgl. *nous avons, est-il* gegen *nous ferons, est-ce* und *a-t-il* gegen *il a* (auch mit orthographischer Abweichung); die verschiedene Aussprache des *n*, je nachdem Vokal oder Consonant folgt, vgl. *un ami* gegen *un père*. Am consequentesten erscheint der Einfluß des Satzgefüges in den reinen Mundarten. Aber auch z. B. die gebildete englische Umgangssprache zeigt ihn in ausgedehntem Maße. In der neuhochdeutschen Schriftsprache ist er zwar durch uniformierende Tendenzen sehr zurückgedrängt, aber keineswegs ganz beseitigt. Niemand sagt der Schreibung gemäß **bist du, hast du**, sondern **bistu, hastu**, wo nicht **biste, haste**. Häufig wird der auslautende Consonant zur folgenden Silbe herübergezogen, z. B. in **lobt er, habt ihr, sie thun es**, was in manchen Fällen Zusammenschreibung veranlaßt hat, z. B. **woran, woraus, worüber**. Auch **dabei, da-** [8] **mit, dazu, daran, darin, daraus** bestehen eigentlich aus zwei selbständigen Wörtern, und der Unterschied der Formen **da** und **dar** hat sich danach herausgebildet, ob das daran sich anschließende Wort mit einem Consonanten oder mit einem Vokal anlautete. Auf dem Satzaccent beruhen Kürzungen wie **ich bin's, auf's Haupt, über'n Weg, am, im, vom, zum zur**.

Es erhellt jetzt wohl zur Genüge, daß eine genaue Anpassung der Schrift an die gesprochene Rede überhaupt unmöglich ist, eine annähernd genaue mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Wir brauchen eine solche annähernd genaue Anpassung für die exacte wissenschaftliche Darstellung der modernen Mundarten. Wenn wir von der Erfüllung der idealen Forderungen, welche an diese Darstellung zu stellen sind, trotz der reichen Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Dialektforschung noch himmel-

weit entfernt sind und leider wohl noch lange entfernt bleiben werden, so liegt das zu einem guten Theile daran, daß es an den Männern fehlt, die mit den erforderlichen Eigenschaften ausgestattet sind, um die Laute mit der nöthigen Sicherheit zu erfassen, und daß die wenigen, die dazu im Stande sind, keine Verständigung über eine angemessene Bezeichnungweise erzielen können.

Daß eine Schreibweise, die zum praktischen Gebrauche für jedermann bestimmt ist, niemals ein solches Ziel verfolgen kann, liegt auf der Hand. Sie ist gar nicht dazu da, jemanden, der die betreffende Sprache noch nicht kennt, über die Natur der darin vorkommenden Laute zu belehren. Sie ist nur für den Angehörigen der Sprachgenossenschaft, der mit seiner Muttersprache schon ganz genau vertraut ist, soll und kann weiter nichts leisten, als zum Erkennungszeichen für etwas schon bekanntes zu dienen. Auf den außerhalb stehenden ist in der Orthographie seiner Sprache Rücksicht genommen. Niemand kann eine fremde Sprache (d. h. die wirklich gesprochene Sprache) bloß nach der Schrift erlernen, auch wenn sie sich des gleichen Alphabetes bedient wie seine eigene. Er muß sich dieselbe zugleich von einem derselben Kundigen vorsprechen lassen.

Bei dieser Beschränkung der Aufgabe beschränkt sich auch die [[9] Zahl der erforderlichen Zeichen sehr erheblich. Von der großen Menge unterscheidbarer Laute, die überhaupt möglich sind, wird in jedem einzelnen Dialekte, in jeder fest geregelten Schriftsprache nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil gebraucht. Es ist namentlich nicht häufig, daß zwei einander sehr nahe stehende Laute neben einander in verschiedener Geltung gebraucht werden. Außer wenn ihre Abweichung von einander durch die umgebenden Laute, durch den Accent, die Silbentheilung u. dergl. bedingt ist. Daher ist es möglich, daß das gleiche Alphabet, allenfalls mit geringen Modificationen, für eine große Reihe verschiedener Sprachen verwendet werden kann, von denen jede einen andern Lautbestand hat als die übrigen, die zusammen eine viel größere Zahl unterscheidbarer Laute enthalten als das Alphabet Buchstaben. Stellen wir uns auf einen allgemeinen Standpunkt, so bezeichnet gewissermaßen der Buchstabe eine Gruppe von verwandten Lauten. Eine besondere Bestimmung erhält er erst durch die in der einzelnen Sprache bestehende Gewohnheit. So bezeichnen z. B. **t**, **d**, **ɗ**, **l** im Englischen andere Laute als im Deutschen. Der Deutsche legt die Zungenspitze am Zahnfleisch an, der Engländer weiter hinten. Keiner von beiden ersieht aus den Zeichen, daß der andere anders spricht, aber beide wissen, wenn sie die Zeichen in einem Worte ihrer Muttersprache sehen, ganz genau, wie sie zu sprechen haben, ohne eine nähere Bestimmung. Das gleiche Verhältniß wie zwischen verschiedenen Sprachen besteht zwischen den verschiedenen Mundarten einer Sprache. In Niederdeutschland, wenigstens in dem größten Theile desselben, werden die weichen Laute **g**, **d**, **b**, **s** von Tönen der Stimmbänder begleitet, in Oberdeutschland fehlt dasselbe durchweg, nicht nur in der reinen Mundart, sondern auch in der Aussprache derer, die sich befleißigen, möglichst correcte Schriftsprache zu reden. Da aber nirgends die beiden verschiedenen Lautarten neben einander vorkommen in der Weise, daß ein Wort eine verschiedene Bedeutung haben könnte, je nachdem der darin vorkommende weiche Laut vom Stimmtone begleitet ist oder nicht, so ist auch kein Bedürfniß vorhanden verschiedene Zeichen dafür zu haben. Neben einander, auch in unserer Gemeinsprache kommen, [[10] wie wir gesehen haben, verschiedene **k**-Laute vor. Wir brauchen aber keine verschiedene Zeichen dafür, weil die besondere Qualität durch die Natur des voraufgehenden oder folgenden Lautes bestimmt ist. Käme aber etwa der vor **u** gesprochene Laut auch vor **i** vor und der vor **i** gesprochene auch vor **u**, so wäre allerdings verschiedene Bezeichnung Bedürfniß. Der Nasenlaut vor **k** und **g** ist von dem vor **t** und **d** eben so gut verschieden wie der vor **p** und **b**, aber während man für den letzteren das besondere Zeichen **m** hat, schreibt man für die beiden ersteren gleichmäßig **n**, **Sang** wie **Land**. Ursache ist, daß der sogenannte gutturale Nasenlaut auf die Stellung vor **k** und **g** beschränkt und darum auch ohne besonderes Hülfsmittel von dem gewöhnlichen **n** zu unterscheiden ist, während

**m** auch freistehend vorkommt wie **n**. Es giebt überhaupt eine Menge von Beeinflussungen eines Lautes durch die umgebenden Laute, auf die, eben weil sie gleichmäßig durchgehen, der mit der Sprache Vertraute nicht erst besonders aufmerksam gemacht zu werden braucht. Für diesen sind auch Quantitäts- und Accentbezeichnungen höchstens in einzelnen Fällen Bedürfniß.

Es giebt nun zwar auch Schreibweisen, z. B. die des Sanskrit, die in manchen Stücken über das Maß dessen, was das unmittelbare praktische Bedürfniß erheischt, hinausgehen und strengeren Ansprüchen der Lautphysiologie Genüge leisten, indem sie auch in solchen Fällen ähnliche, aber doch nicht gleiche Laute aus einander halten, wo die Unterscheidung für den der Sprache mächtigen, auch ohne Rücksicht auf Sinn und Zusammenhang sich von selbst versteht. Viel häufiger aber finden wir ein Zurückbleiben auch hinter den von uns bezeichneten mäßigen Anforderungen, wobei oft Mangel und Luxus dicht neben einander stehen. Ein solches Mißverhältnis zwischen Laut und Buchstaben ist entweder gleich bei der ersten schriftlichen Fixirung einer Sprache entstanden, oder es hat sich erst im Laufe der geschichtlichen Weiterentwicklung herausgebildet. Fast sämtliche Völker haben ihr Alphabet nicht sich selbständig den Bedürfnissen ihrer Sprache gemäß erschaffen, sondern das Alphabet einer fremden Sprache, so gut es gehen wollte, |[11] der ihrigen angepaßt. Dabei geschieht es, daß man bald für mehrere verschiedene Laute nur ein Zeichen zur Verfügung findet, bald für einen Laut mehrere verschiedene Zeichen. Als z. B. das Althochdeutsche zuerst in dem lateinischen Alphabet aufgezeichnet wurde, da fanden sich im Deutschen zwei verschiedene scharfe **s**-Laute vor, von denen nur einer auch im Lateinischen vorhanden war, der nun auch mit dem gleichen Zeichen (*s*) wiedergegeben wurde. Für den andern (wahrscheinlich ein gelispeltes **s**) war man in Verlegenheit um eine Bezeichnung. Man verfiel darauf ihn mit *z* zu bezeichnen, welches Zeichen aber zugleich der Tradition gemäß für den Doppellaut **ts** verwendet wurde. Und so hat denn lange Zeit hindurch der Uebelstand bestanden, das das *z* in Wörtern wie *scatz* (Schatz) ganz anders gesprochen werden mußte, als in Wörtern wie *dasz* (das, daß). Einen dem lateinischen **v** entsprechenden Laut gab es damals im Deutschen nicht, da unser jetziges **w** noch wie im Englischen gesprochen wurde. Daher hat man das einmal zur Verfügung stehende Zeichen gleichwertig mit **f** verwendet, und so hat sich bis auf unsere Zeit doppelte Bezeichnung fortgeschleppt, wo einfache genügen würde, vgl. **voll** – **f**üllen, **vor** – **f**ür u. s. f. In andern Fällen sind die Uebelstände schon aus dem Lateinischen übernommen, z. B. der Luxus eines **k** neben **c**.

Ein Ueberfluß von Buchstaben kann durch verschiedene Entwicklung der Schriftzüge entstehen. Hierher gehört der Unterschied zwischen **f** und **s**, zwischen großen und kleinen Buchstaben, zwischen sogenannter deutscher und lateinischer Schrift, zwischen Druck- und Schreibschrift.

Eben so aber kann die Lautentwicklung einen Ueberfluß hervorrufen. Die beiden scharfen **s**-Laute des Althochdeutschen, von denen wir eben sprachen, sind gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts zusammengefallen. In Folge davon werden nun die beiden überkommenen Zeichen beliebig durch einander gebraucht. Während man früher *hús* (Haus) und *úsz* (aus), *masse* und *waszzer* (Wasser) scharf aus einander hielt, finden sich jetzt Schreibungen wie *husz*, *husz*, *us*, *usz*, *wasser*, *waszzer* u. s. f. In's Neuhochdeutsche hinein pflanzt sich die Unsicherheit zwischen **ff** oder **s** und **ß** fort. |

[12] Wir sind bis jetzt immer noch von der Voraussetzung ausgegangen, daß für die Schrift lediglich der Grundsatz maßgebend ist, die gesprochenen Laute, so gut es eben angehen will, anzudeuten. Es können sich aber daneben auch andere Tendenzen geltend machen, welche der Durchführung dieses Grundsatzes direkt entgegenwirken. Wir dürfen es als einen allgemeinen Erfahrungssatz hinstellen, daß in den Anfängen der schriftlichen Aufzeichnung einer Sprache, mögen sie auch noch so unvollkommen sein, doch das phonetische Prinzip ganz allein maßgebend ist, daß dagegen andere Rücksichten erst all-

mählig bei reicherer literarischer Entfaltung zur Geltung kommen.

Alleinherrschaft des phonetischen Prinzipes besteht eigentlich nur so lange, als nur die Zeichen für die einzelnen Laute feststehen, während die Zusammensetzung der Buchstaben zu Worten von jedem einzelnen immer auf's Neue vorgenommen wird. Es muß dann natürlich jedesmal eine Auflösung des gesprochenen Wortes in seine Elemente vorhergegangen sein. Das Schreiben ist also unter solchen Umständen ein ziemlich complicirter Vorgang, der nicht sehr rasch von Statten gehen kann. Es giebt dabei Schwierigkeiten, die nicht leicht zu lösen sind, so daß Unsicherheiten und Schwankungen unvermeidlich bleiben. Bei reichlicherer Uebung im Lesen und Schreiben muß aber das Verfahren immer mehr ein abgekürztes werden. Während ursprünglich die Buchstaben mit der Bedeutung der Wörter nur indirekt durch den Laut verknüpft sind, verknüpfen sich allmählig die Buchstabengruppen, das Schriftbild eines Wortes direkt mit der Bedeutung. Ohne solche Abkürzung des Verfahrens würde ge-läufiges Schreiben und Lesen gar nicht möglich sein. Diese Entwicklung, die so sehr im praktischen Interesse ist, befördert aber auch die Verselbständigung der Schrift gegenüber der gesprochenen Rede. Es wird damit die Möglichkeit eröffnet, daß beide fortan mehr und mehr ihre eigenen Wege gehen können. Es bildet sich eine allmählig immer fester werdende Schrifttradition heraus. Man schreibt die Wörter nicht mehr bloß oder gar nicht mehr nach ihrem Laute, sondern nach vorliegenden Mustern. Erst jetzt besteht das, was wir [13] Orthographie nennen. Es liegt schon im Wesen der Orthographie, daß die Alleinherrschaft des phonetischen Prinzipes gebrochen sein muß.

Die unmittelbare Verbindung des Schriftbildes mit der Bedeutung kommt um so leichter zu Stande, je fester und unveränderlicher dasselbe ist. Alle Schwankungen in der Schreibung, denen man begegnet, behindern das Zustandekommen einer solchen unmittelbaren Verbindung. Der Fortschritt zu größerer Gleichmäßigkeit in der Schreibung der einzelnen Wörter steht daher mit der allmählichen Verselbständigung der Schrift gegen die Aussprache in steter Wechselwirkung. Ein Umstand, der sich gewöhnlich anfangs der Durchführung einer gleichförmigen Schreibung in den Weg stellt, ist die mundartliche Spaltung. In dem Augenblicke, wo die schriftliche Aufzeichnung einer Sprache beginnt, giebt es in der Regel nur Mundarten, keine Gemeinsprache, die über das ganze Gebiet hin anerkannt ist. Wenn nun aber jeder nach seiner Mundart schreibt und die Schriftstücke, wie natürlich, von einer Gegend in die andere wandern, so findet jeder einzelne immer wieder einander widerstreitende Aufzeichnungen des nämlichen Wortes. Er kann sich an kein bestimmtes Muster anschließen und wird immer wieder auf seine eigene Aussprache zurückverwiesen. Eine mustergültige Orthographie bildet sich immer im Zusammenhang mit einer mustergültigen Sprache aus. Das eine ist ohne das andere nicht wohl denkbar.

Suchen wir uns nun im einzelnen klar zu machen, warum die Ausbildung einer mustergültigen gleichförmigen Schreibweise gar nicht umhin kann, der Congruenz von Schrift und Aussprache Eintrag zu thun.

Sobald die Schreibung nicht mehr durch die bestehende Aussprache, sondern durch die Tradition bestimmt wird, so muß allmählig eine stetig zunehmende Kluft zwischen Schrift und Aussprache entstehen. Die Sprache ist, wie in jeder andern Hinsicht, so auch in ihren Lautverhältnissen einem ewigen, unaufhaltsamen Wechsel unterworfen. Dem gegenüber wird die Schreibung auf dem alten Standpunkte, wie er einem früheren Sprachstande viel [14]leicht ganz angemessen war, festgehalten. Das ist die unvermeidliche Folge einer einigermaßen feststehenden Orthographie.

Es kommt dazu, daß eine an die veränderte Aussprache sich anpassende Veränderung der Schreibung keineswegs so einfach auszuführen ist, wie man sich etwa vorstellen mag, und zwar wieder wegen des oben bezeichneten wesentlichen Unterschiedes zwischen Laut und Schrift. Die Lautveränderungen

erfolgen durch eine langsam vorwärts schreitende, stufenweise Verschiebung, von der die Beteiligten gar nichts merken. Die Schreibung kann diese continuirliche Entwicklung nicht Schritt für Schritt mitmachen, sondern kann der vorangeeilten nur von Zeit zu Zeit durch einen gewaltsamen Ruck nachkommen. Die Gewaltigkeit des Ueberganges ist an sich mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft. Es muß dazu in den maßgebenden Kreisen ein bestimmter Entschluß gefaßt werden. Eine Periode unsicheren Schwankens zwischen der älteren traditionellen und der neuen phonetischen Schreibweise ist unvermeidlich. Es läßt sich auch gar nicht der Zeitpunkt fixieren in dem man eine Veränderung der Schreibweise für angezeigt erklären könnte. Wenn z. B. ein **a** sich allmählich in der Richtung nach **o**—**u** hin verändert, so läßt sich auf diesem Wege kein Punkt angeben, an dem **a** aufhört und **o** beginnt oder **o** aufhört und **u** beginnt. Es begreift sich danach, daß die Schreibung selbst da, wo sie noch nicht fest geregelt ist, vielfach hinter der Aussprache zurückbleiben muß.

Weiter aber muß in Betracht gezogen werden, daß man trotz aller Fortentwicklung in der Regel bei dem angenommenen Alphabete stehen bleibt und mit der Zahl der gegebenen Zeichen auszukommen suchen muß. Entwickelt sich ein Laut in der Weise, daß er mit einem andern schon vorher in der Sprache vorhandenen zusammenfällt, so kann er natürlich einfach mit dem für diesen gebrauchten Buchstaben bezeichnet werden, z. B. neuhochdeutsch **ohne** = mittelhochdeutsch *âne* wie **Bohne** = *bône*. Sehr häufig aber entstehen Laute, die bei der Einführung<sup>[1]</sup> des Alphabetes noch gar nicht vorhanden waren. Dann bleibt in der Regel nichts anderes übrig als bei der alten Bezeichnung zu verharren, auch wenn der |[15] Uebelstand daraus entspringt, daß nun derselbe Buchstabe sehr verschiedenen Zwecken dienen muß. Davon sind auch diejenigen Orthographieen nicht verschont geblieben, in denen das phonetische Prinzip noch am besten gewahrt ist.

Lateinisches *g* ist im Italienischen vor *e* und *i* zu einem Doppellaute geworden, den man nach deutscher Bezeichnungsweise ziemlich ungeschickt durch **dsch** wiedergiebt. Da für diesen neuen Laut noch kein Zeichen zur Verfügung war, so wurde *g* beibehalten, und man muß nun die Regel lernen, daß *g* vor *e* und *i* anders gesprochen wird, als vor *a*, *o*, *u* und vor Consonanten. Dies wird weiterhin die Veranlassung, daß man die Combination *gi* verwendet, um den neuen Laut vor *a*, *o* oder *u* zu bezeichnen, wo er aus *j* entstanden war, vgl. *Giacomo* aus *Jacobus*. Aehnlich verhält es sich in den übrigen romanischen Sprachen. Der einfache Laut im Deutschen, den wir jetzt mit **sch** bezeichnen, ist aus der Verbindung *sk* (*sc*) entstanden. Die alte Schreibung *sc* hat sich viel länger erhalten als die entsprechende Aussprache, und unsere jetzige Schreibung, die im dreizehnten Jahrhundert zur Herrschaft gelangt ist, hat sich zu einer Zeit festgesetzt, wo noch ein Doppellaut **s-ch** gesprochen wurde, wie er jetzt noch in Westfalen zu finden ist. In **lange**, **bange** etc. sprechen wir jetzt kein **g** mehr. Das früher vorhandene **g** hat sich dem vorhergehenden Nasenlaute angeglichen. Hätten wir für diesen ein besonderes Zeichen, etwa **ñ**, so würden wir passend **bañne** etc. schreiben. So aber bleibt die historische Schreibung **bange** immer noch eine viel passendere Bezeichnung, weil sie von keinem Eingeborenen mißverstanden werden kann, als etwa **banne**, welches ein ganz anderes Wort bedeuten könnte. Wo wir in unbetonten Silben **em**, **en**, **er**, **el** schreiben, da sprechen wir kein **e**, sondern nur **m**, **n**, **r**, **l**. Man kann sich am leichtesten davon überzeugen in solchen Fällen wie **reiten**, **leiden**. Indem man vom **t** oder **d** zum **n** übergeht, verändert sich die Stellung der Zunge zum Gaumen nicht, während doch wenn ein Vokal dazwischen gesprochen werden sollte, der Verschuß, den sie bildet, erst wieder gelöst werden müßte. Diese **m**, **n**, **r**, **l** unterscheiden sich aber dadurch von denen in |[16] Wörtern wie **Mann**, **Karl** etc., daß sie dieselbe Stelle in der Silbe einnehmen wie sonst die Vokale. Wörter wie **bitten**, **Ritter**, **Schlüssel** sind zweisilbig, wenn sie auch kein **e** enthalten. Zur Andeutung dieser silbenbildenden Natur des **m**, **n**, **r**, **l** dient jetzt das früher einmal wirklich ausgesprochene **e** in Ermangelung eines sonstigen Zeichens. Unsere ganze Schreibweise

ist noch von der irrigen, aber aus dem Gange der geschichtlichen Entwicklung leicht begreiflichen Anschauung beherrscht, daß zu jeder Silbe ein Vokal gehöre. Allerdings kommt hinzu, daß wir bei absichtlicher Deutlichmachung auch jetzt noch immer das **e** sprechen können.

Man ersieht, wie auf diese Weise sich die an sich ungehörige Verwendung einer Combination aus mehreren Buchstaben für einen einfachen Laut und umgekehrt die Verwendung eines Buchstaben für eine Combination aus mehreren Lauten herausbilden muß ferner die Verwandlung eines Buchstaben in ein bloßes Lesezeichen u. dergl.

Auch der klassische Gegensatz zwischen Schrift und Aussprache im Französischen und Englischen erscheint viel weniger auffallend, wenn man bedenkt, in wie viel Fällen ganz neue Buchstaben erforderlich gewesen wären, um die historische Schreibung in eine phonetische zu verwandeln. Was hätte man z. B. im Französischen an Stelle des *eu* setzen sollen? Wenn das lateinische *u* allgemein zu dem Laute unseres **ü** wurde, so hatte man gar keine Veranlassung ein anderes Zeichen einzuführen, da keine Collision eintrat. Wenn dann später durch Contraction eines Diphthongen doch wieder ein *u* entstand, so behielt man zur Unterscheidung am einfachsten die diphthongische Schreibweise (*ou*) bei, u. s. w.

Ein anderes Moment, wodurch das phonetische Prinzip vielfach durchbrochen wird, ist die willkürliche Regelung schwankender Schreibungen. Wir haben schon gesehen, wie häufig der Luxus mehrfacher Zeichen für den gleichen Laut sich einstellt. In solchem Falle pflegt zunächst die Schreibung in dem gleichen Worte beliebig zu wechseln, bis allmählig das Streben nach Gleichförmigkeit eine Differenzierung hervorruft. Diese kann auf mehrfache |[17] Weise bewerkstelligt werden. Am vortheilhaftesten ist es, wenn der Ueberfluß zur Beseitigung eines dicht daneben liegenden Mangels verwendet wird. So hatten früher im Deutschen wie in allen andern Sprachen, die das lateinische Alphabet übernommen haben, **i** und **j**, **u** und **v** keinen verschiedenen Werth: **i** und **u** wurden gebraucht, wo wir jetzt **j** und **v** verwenden, und umgekehrt **j** und **v** da, wo wir jetzt **i** und **u** verwenden. Noch im sechzehnten Jahrhundert ist es allgemein üblich **jhr**, **jhn**, **vnd**, **vnser** u. dergl. zu schreiben, und einzelnes der Art hat sich bis in eine ziemlich moderne Zeit fortgepflanzt. Jetzt dagegen ist eine Fixirung dem lautlichen Unterschiede gemäß eingetreten.[2]

In solchem Falle ist die Beseitigung des Schwankens zugleich eine strengere Durchführung des phonetischen Prinzipes. Das kann man schon nicht mehr sagen, wenn sich die Schreibung conventionell nach der Stellung innerhalb des Wortes regelt. Im Althochdeutschen können die Zeichen **c** und **k** fast ganz beliebig mit einander wechseln. Man schreibt *korb* oder *corb*, *akkar* oder *accar* oder *ackar* (Acker). Im Neuhochdeutschen ist **c** auf die Verbindung **ck** beschränkt. Eben dahin gehört der jetzt verschwundene Gebrauch **j** und **v** speciell im Anlaut der Wörter für die Vokale **i** und **u** zu verwenden.

Ein direktes Ueberschreiten des phonetischen Prinzipes ist es aber, wenn die zu Gebote stehenden Bezeichnungen willkürlich auf verschiedene Wörter vertheilt werden, ohne daß diese Vertheilung durch eine lautliche Verschiedenheit gerechtfertigt wird. Das Bestreben für jedes einzelne Wort ein festes Schriftzeichen zu schaffen überwiegt hier jede andere Rücksicht.

Unsere jetzige Orthographie ist unter vielfacher Anwendung dieser Art der Regelung zu Stande gekommen. Wir betrachten die hierher gehörigen Fälle etwas genauer, da es eben diejenigen sind, um die sich heute am meisten der Streit dreht. Im Mittelhochdeutschen wechseln **f** und **v** im Anlaut der Wörter noch beliebig, nur daß vor manchen Lauten dieses, vor manchen jenes vorgezogen wird und die Laune der Schreiber bald dieses, bald jenes begünstigt. Man schreibt *fliehen* und *vliehen*, *friunt* und |[18] *vriunt* (Freund), *fuoter* und *vuoter* (Futter), gewöhnlich *vinden* (finden)—*fand* (fand), aber *funden* neben *vunden* (fanden oder gefunden). Beim Uebergang zum Neuhochdeutschen wächst zunächst nur die Willkür.

Dann aber setzt sich unter dem regelnden Einflusse der Grammatiker ein bestimmter Usus fest. Einen inneren Grund, um dessentwillen wir in **fallen, finden, für, füllen** ein **f**, in **Vater, vier, vor, voll** ein **v** zu schreiben hätten, giebt es natürlich nicht, wiewohl sich viele Leute einbilden, daß sie das **v** anders sprechen als das **f**, ein charakteristisches Beispiel dafür, wie sehr heute das Urtheil über die Lautverhältnisse durch den Einfluß der Orthographie getrübt ist. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist es in vielen Handschriften üblich **th** beliebig mit einfachem **t** wechseln zu lassen. Ursache war wahrscheinlich eine ganz richtige Beobachtung. Wir sprechen wirklich in den meisten Fällen nach dem **t** (aber auch nach **k** und **g**) einen Hauchlaut, der schon in jener Zeit vorhanden gewesen sein mag.<sup>[1]</sup> Das Schwanken setzt sich in den Drucken fort, bis wieder willkürliche Regelung eintritt ohne alle innere Berechtigung. So findet man im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Schreibungen wie **thadeln, thanne, thisch, thruhe, thuch, guth, leuthe, abenthewr, parthey, geboth, arth, orth, garthen**, andererseits **rat, mut, tun** u. s. w.

Die größten Ungleichmäßigkeiten haben sich in der Bezeichnung der Vokallänge eingestellt. Im Alt- und Mittelhochdeutschen bleibt dieselbe im allgemeinen unbezeichnet, doch fehlt es nicht an Versuchen einen Ausdruck dafür zu schaffen. So wird von dem Sanktgaller Mönch Notker der Circumflex mit ziemlicher Regelmäßigkeit durchgeführt, und er findet darin manchen Nachfolger. Diese Bezeichnungsweise ist in unsern kritischen Ausgaben der älteren Texte adoptiert. Noch früher wird von manchen Doppelschreibung angewendet. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wird dieselbe sehr beliebt, wird im Ganzen in reichlicherem Maße verwendet als jetzt und doch ohne Consequenz. Die Lautentwicklung giebt daneben andere Bezeichnungen der Dehnung an die Hand. Der mittelhochdeutsche Diphthong *ie* in Wörtern wie *miete, gebieten, riet* etc., der im Oberdeutschen noch jetzt be|[19]wahrt ist, ist im Mittelhochdeutschen zu langem *i* zusammengezogen. In Folge davon ist das in der Schreibung beibehaltene **e** zu einem Zeichen für die Länge des **i** geworden und wird als solches weiter benutzt, indem man es auch auf Fälle überträgt, wo mittelhochdeutsches *i* zu Grunde liegt, z. B. **Friede, Glied, nieder, Ziel** und viele andere. Die gleiche Funktion erlangt hinter sämtlichen Vokalen das **h**. Im Inlaut zwischen Vokalen war dasselbe verstummt, wurde aber in der Schrift beibehalten. Wenn wir uns einbilden in **nahe, schmähén, sehen, geschehen** ein **h** zu sprechen, so werden wir nur durch die Schrift getäuscht. In Folge davon wird das **h** auch sonst zwischen Vokale eingeschoben, wo es historisch nicht berechtigt ist, z. B. in **drehen, krähen, ruhen** aus mittelhochdeutschen *draen, kraen*, (neben *drajen, krajen*), *ruoen*,<sup>[3]</sup> (älter *ruowen*) etc. Das **h** dient jetzt in allen solchen Fällen nur als Zeichen der Silbentrennung, kann aber zugleich auch als Dehnungszeichen aufgefaßt werden, da der vorhergehende Vokal in solchen Fällen ausnahmslos lang ist. Vor einen Consonanten tritt ein unausgesprochenes **h** in Folge der Contraction, so in **Gemahl** aus *gemabel*, **vermählen** aus *vermehelen*, **Stahl** aus *stabel*, **Aehre** aus *ehere*, **Zähre** aus *zehere*, **erwähnen** aus *erwehenen*, **zehn** aus *zeben*, **belehnen** abgeleitet<sup>[4]</sup> aus **Lehen, Fehde** aus *vêbede*, **Dohle** aus *tâbele*. Der durch Contraction entstandene Vokal mußte selbstverständlich lang sein. Aus Wörtern wie **sehen** etc. werden Formen abgeleitet, in denen der Wurzelvokal vor Consonant oder in den Auslaut tritt. Wird dann das **h** in der Schreibung beibehalten, so kann es wieder nur als Dehnungszeichen erscheinen. So in **siht, geschiht** (später **sieht, geschieht**), **dreht, ruht, sah, geschah, drehte, ruhte, gedreht, geruht, Draht, Naht, Mahd**, in **Reh, Schuh, Stroh, froh, früh** nach **Rehe, Schuhe, Strohes, froher, früher** etc. So ist die Veranlassung gegeben das **h** auch in andern Fällen als Dehnungszeichen zu verwenden, wie in **Jahr, Mehl, ihr, ohne, Ruhm** etc. In Folge dieser Entwicklung stehen für die meisten langen Vokale drei verschiedene Schreibungen zu Gebote, z. B. **a—aa—ah, i—ie—ih**; sogar noch **ieh** kommt als viertes hinzu. Im sechzehnten und siebzehnten Jahr|[20]hundert finden wir daher ein starkes Schwanken. Ich führe als Probe nur einige belegbare Schrei-

bungen des langen **a** an: **Haab, Haasz, Staab, Graab, Waagen, saagen, jaagen, klaagen, aasz, spraach, gaaben** neben dem jetzt üblichen **Habe, Hase** etc.; **Nahme, Ahrten, spahren, schmahl**, neben **Name** etc.; umgekehrt **Sal, Schar, Zal** etc. auch noch im siebzehnten Jahrhundert häufig; ferner **Baan, Haan, Waal, Zaal, Zaan** neben **Bahn** etc., **Wahre** neben **Waare**. Ein einigermaßen fester Gebrauch setzt sich erst im achtzehnten Jahrhundert fest. Die Regeln in Gottscheds Sprachkunst zeigen nur noch wenige Abweichungen von den heute geltenden.

Besonders hervorzuheben ist dabei das Bestreben gleichlautende Wörter durch verschiedene Schreibung zu unterscheiden, vgl. **Vetter—fetter, viel—fiel, Ton—Thon, Tau—Thau, Ahle—Aal(e), Bahre—bar(e)** oder **baar(e)**, **Mahl—Mal, mahlen—malen, war—wahr—Waare, Heer—hehr, Meer—mehr, leeren—lehren, Miene—Mine**. Entsprechend sind auch die folgenden Scheidungen entstanden: **Laib—Leib, Main—mein, Rain—Rhein—rein, Saite** (Gottsched will **Seyte**)—**Seite, Waise** (Gottsched **Weyse**)—**Weise**. Selbst identische Wörter erhalten je nach der Bedeutung verschiedene Schreibung: **wider—wieder, das—dasz, blos—bloß, bischen—Bißchen**.

Es ist schon wichtig zu bemerken, daß dabei nichts absichtlich und planmäßig neu erfunden wird, sondern daß nur das sich zufällig durch die Entwicklung von Schrift und Sprache sich anbietende verwertet wird, weshalb man denn auch niemals zu irgend welcher Consequenz gelangt.

Noch ein wichtiges Moment ist hervorzuheben, wodurch die Gleichförmigkeit der Schreibung wesentlich gefördert wird, nämlich die Wirkung der Analogie. Es ist ein in der Schreibgeschichte sich immer wiederholender Vorgang, daß Lautverschiedenheiten, die sich zwischen nahe verwandten Formen gebildet haben, wieder ausgeglichen werden dadurch, daß der eine Theil sich nach der Analogie des andern umformt. Es giebt nun auch solche Ausgleichungen in der Schreibung, die von der Aussprache nicht mitgemacht werden. Im Neuhochdeutschen tritt gerade so wie im Mittelhoch|[21]deutschen im Auslaut der Silbe der entsprechende harte Consonant an die Stelle des weichen. Aber im Mittelhochdeutschen pflegt der Unterschied auch in der Schrift ausgedrückt zu werden, im Neuhochdeutschen nicht mehr. Wir schreiben jetzt **Tag, lag, neigte, Leid, nied, Verständniß, lieb, gab, glaubte**, nach Analogie von **Tages, liegen, neigen, Leides, meiden, verstanden, lieber, geben, glauben** etc. Früher schrieb man *tac, lac, neigte, leit, meit, verstantnisse, liep, gap, geloupte* neben *tages, ligen, neigen* etc. Wir sprechen jetzt eben so wenig wie unsere Vorfahren Doppelconsonanten im Silbenauslaut, haben sie aber in der Schrift adoptiert. Statt unseres **Mann, Stamm, Sack, rann, brannte, stellte** schrieb man früher *man, stam, sac, brante, stalte* etc. In älterer Zeit sind Schreibungen wie *umbillich* ganz gewöhnlich, jetzt schreiben wir **unbillig**, wiewohl wir, wenn wir nicht gekünstelt reden, noch ein **m** sprechen. In den meisten Fällen, wo wir jetzt **ä** schreiben, wird früher *e* geschrieben, und zwar ist das **ä** in allen denjenigen Fällen eingeführt, wo es mit Rücksicht auf danebenstehende verwandte Formen und Wörter als Umlaut des **a** empfunden wird, z. B. in **Väter, väterlich** nach **Vater, ärmer, der ärmste** nach **arm, du fährst, er fährt** nach **fahren, Fälle, fällen** nach **Fall, fallen**; mittelhochdeutsch *veter, ermer, er vert, vellen* etc. Maßgebend ist hier überall das Sprachgefühl. Wo der ursprünglich bestehende Zusammenhang nicht mehr empfunden wird, oder wo er nicht eng genug ist, da können die Wörter sich auch nicht nach einander richten. Daher kommt es, daß man dem Pronomen *man* das einfache *n* gelassen hat, wiewohl es doch eigentlich das gleiche Wort ist, wie das Substantivum **Mann**, daß man in **Eltern** die Schreibung mit **e** vorgezogen hat, wiewohl es doch von **älteren** ursprünglich nicht verschieden ist, daß man zwar **du kannst, gewinnst**, aber nicht auch **Kunst, Gewinnst** schreibt.

Es giebt aber eine Grenze, welche die Anwendung des Analogieprinzipes nicht leicht überschreiten wird und nicht ohne großen Nachtheil überschreiten kann. Wir werden damit auf eine schon oben ge-

machte Beobachtung zurückgeführt. Die Discrepanz von Schrift und Aussprache bleibt so lange erträglich, als wenigstens |[22] die Stellung innerhalb des Wortes dem der Sprache mächtigen keinen Zweifel über die Aussprache lassen kann. Würden wir unter Umständen auch einen weichen Laut am Ende sprechen, so wären Schreibungen wie **Leid, gab** störend. Würde es überhaupt einen Unterschied zwischen doppeltem und einfachem Consonanten nach kurzem Vokal im Silbenauslaut geben, so würden wir auch einen schriftlichen Ausdruck dafür nöthig haben. Wir können deshalb auch nicht etwa **hoh, höhste** nach **hoher, nähste** nach **nahe** schreiben wie **lang, längste** nach **langer**; eben so wenig **sie fiellen** nach **fallen** oder umgekehrt **falen** nach **fielen**, weil zwischen Vokalen der Unterschied zwischen doppeltem und einfachem Consonanten besteht; natürlich auch nicht **satz** nach **sitzen** oder **sissen** nach **saß**.

In den besprochenen Fällen war die Wirkung der Analogie eine positive, sie brachte eine Veränderung hervor. Sie wirkt aber auch negativ, sie gehört zu den Ursachen, wodurch die traditionelle Schreibweise bewahrt, die Anbequemung der Schrift an Veränderungen der Aussprache verhindert wird. Wir sprechen z. B., außer wo wir uns besonderer Deutlichkeit befleißigen, im Auslaut der Infinitive **schwimmen, reiben** ein **m** (ohne vorhergehendes **e**), im Auslaut von **tragen, strecken** einen gutturalen Nasal wie in **lange**. Wollten wir aber etwa Schreibungen wie **reibm, tragñ** einführen (die übrigens auch den Laut nicht genau wiedergeben würden), so würde damit die Gleichförmigkeit der Infinitivendung, die in der gesprochenen Sprache schon aufgehoben ist, auch in der Schrift aufgehoben werden. Wollten wir die veränderte Aussprache des **ch** nach **e, i, ä, ö, ü** auch durch ein besonderes Schriftzeichen ausdrücken, so würde die Gleichmäßigkeit aufgehoben, die jetzt zwischen **Dach** und **Dächer, Loch** und **Löcher, Buch** und **Bücher, sprechen** und **sprach** besteht. Wollte der Franzose die stummen **s** und **t** nicht mehr setzen, so würde ein klaffender Gegensatz zwischen *fai* und *faite, mauvai* und *mauvaise* entstehen. Er müßte ferner etwa schreiben *nou somme*, aber *nou-s-avon, il avai*, aber *avai-t-il*, wie er wirklich *il a*, aber *a-t-il* schreibt.

Nunmehr können wir versuchen von den gewonnenen Gesichtspunkten |[23] aus den Werth oder Unwerth der Regelungs- oder Reformbestrebungen auf dem Gebiete unserer Orthographie zu bestimmen. Wir haben dabei drei verschiedene Richtungen zu unterscheiden. Der ersten ist es nur darum zu thun überhaupt eine feste Norm zu schaffen, alle Schwankungen zu beseitigen, die beiden andern wollen eine Umgestaltung, die eine auf historischer, die andere auf phonetischer Grundlage. Diese Richtungen erscheinen nicht immer rein, sondern auch gemischt, oft in recht unklarer Weise.

Die erste leidet gewöhnlich an einer Verkennung des Wesens aller gesellschaftlichen Einrichtungen, wozu auch die Orthographie gehört. Soweit dieselben nicht durch ein allgemein anerkanntes Gesetzbuch geregelt sind, sind sie sämmtlich allmählicher Veränderung unterworfen. Da dieselben aber von den einzelnen Individuen ausgehen, so ist es gar nicht denkbar, daß sie gleichmäßig und gleichzeitig bei allen eintreten. Es ist gar nicht zu vermeiden, daß zu jeder Zeit gewisse Schwankungen vorhanden sind, daß sich Altes und Neues mit einer gewissen Gleichberechtigung gegenüberstehen. Das gilt von allem, was zur Sitte gehört, das gilt von der Sprache und von der Orthographie. Diese Schwankungen radikal zu beseitigen, könnte man nur einen Weg einschlagen, den einer förmlichen Gesetzgebung. Kann eine solche aber irgend wünschenswerth erscheinen? Ein Nachtheil aller Gesetzgebung gegenüber der Gewohnheit liegt darin, daß sie durch die Laune und Willkür einzelner im Augenblick maßgebender Persönlichkeiten bestimmt werden kann, ohne der Vernunft und dem allgemeinen Bedürfniß Rechnung zu tragen. Ein zweiter Nachtheil ist, daß durch sie alle allmähliche, stätige Entwicklung abgeschnitten wird, daß alle Reform fortan nur ruckweise geschehen kann, mit gewaltsamen Uebergängen, die viele Unbequemlichkeiten mit sich führen. Es ist demnach klar, daß jeder, der eine ruhige Entwicklung der Or-

thographie wünscht, ein gesetzgeberisches Eingreifen für verderblich halten muß. Wer auf diesem Standpunkte steht, darf sich auch über das Vorhandensein einiger Schwankungen nicht ereifern, da | [24] diese von der Entwicklung unzertrennlich sind, da ohne sie kein allmählicher Fortschritt zum besseren möglich ist.

Man hat großen Lärm geschlagen über die Verwirrung unserer jetzigen Orthographie. Man hat von einem dringenden Nothstande gesprochen, der eine Appellation an die Staatsgewalt erfordere. Das Vorhandensein einer solchen Verwirrung kann man aber nur dann anerkennen, wenn man alle Reformexperimente einer kleinen Minorität im Auge hat. Daß es dem gegenüber eine in allen wesentlichen Stücken feststehende Norm giebt, wonach die große Mehrheit sich richtet, kann niemand leugnen. Die wenigen und noch dazu meist nicht häufig vorkommenden Fälle, in denen diese Norm noch nicht ganz fest ist, können bei der Lektüre nur einen kleinlichen Pedanten stören, der auf dergleichen Dinge einen übertriebenen Werth legt. Man vergleiche nur die Orthographie in den Büchern des sechzehnten, ja noch des achtzehnten Jahrhunderts, z. B. in der ersten Ausgabe von Göthes Götz oder Werther, und man wird sehen, daß man früher sehr viel stärkere Schwankungen hat ertragen müssen. Man übersieht ferner gewöhnlich, daß wir eine Reihe von Schwankungen haben, die auch Schwankungen der Sprache sind, die man hoffentlich doch nicht auch nächstens durch Gesetz abschaffen will. Wir gestatten neben einander **anderen—ändern, unserem—unserm, euere—eure, Verwandlung—Verwandlung, edeler—edler, dem Manne—dem Mann, dem Begräbnisse—dem Begräbniß, an dem—am, in dem—im, von dem—vom, zu dem—zum, in das—ins, für das—fürs, ward—wurde, sendete, gesendet—sandte, gesandt, wendete, gewendet—wandte, gewandt.** Warum sollen wir uns darüber aufregen, ob einer **Staar** oder **Star**, **giebt** oder **gibt**, **Heimath** oder **Heimat**, **Conferenz** oder **Konferenz**, **Citrone** oder **Zitrone** schreibt?

Wozu braucht man demnach die Hülfe des Staates so nothwendig? Das Experimentieren des Einzelnen kann derselbe niemals verbieten. Er kann nur das Eindringen dieser Experimente in die Schule und in die Acten verhindern. Dazu aber genügt die ganz allgemeine Vorschrift sich an den herrschenden Usus zu hal| [25]ten. Damit weiß jedermann, daß er nicht Schreibungen wie **ser, Mer, Tat, fil** u. dergl. anzuwenden und zu lehren hat.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht auf eine allmähliche Beseitigung der in weiteren Kreisen bestehenden Schwankungen hingearbeitet werden soll. Für gewisse Leute können dieselben allerdings recht unangenehm werden, nämlich für die Drucker und Druckcorrectoren und für die Lehrer. Und, was noch mehr ins Gewicht fällt, es ist nach allen Erfahrungen, die wir aus der Geschichte der Orthographie schöpfen können, ganz unvermeidlich, daß immer neue Schwankungen entstehen. Würden mittlerweile die alten nicht einigermaßen beseitigt, so könnte allmählig doch eine bedenkliche Anhäufung stattfinden. Wir lernen aber ebenso aus der Geschichte, daß auch die Beseitigung der entstandenen Schwankungen nicht ausubleiben pflegt. Es ist in dieser Hinsicht mit der Orthographie wie mit der Sprache. Auch in der Sprache entstehen unaufhörlich neue Schwankungen, indem gleichzeitig die alten beseitigt werden. So wird es immer bleiben. Auch in der Orthographie könnte es unserer Ueberzeugung nach ruhig so weiter gehen wie bisher, daß die Schwankungen nicht mit einem Schlage weggeschafft werden, sondern allmählig, indem die eine Schreibung zunächst das Übergewicht erhält und dann zur Alleinherrschaft gelangt, nicht durch ein Machtgebot, sondern durch Beispiel und Empfehlung der maßgebenden Kreise.

In einer Beziehung aber ist eine Abweichung von dem bisherigen Gange der Dinge erwünscht. Bisher ist die Bevorzugung der einen oder andern Form sehr von Zufälligkeiten abhängig gewesen, von

willkürlichen Launen der Sprachmeister. Es dürfte jetzt an der Zeit sein, die in diesen Dingen gewonnene höhere Einsicht zu verwerthen, möglichst planmäßig vorzugehen und sich nach bestimmten Grundsätzen zu entscheiden, damit jede Beseitigung eines Schwankens zugleich eine wirkliche Verbesserung sei. Hier ist der Punkt, wo das Streben nach bloßer Regelung und das Streben nach Reform einander die Hände reichen können. Mag daher jemand noch so conservativ sein, mag er noch so sehr vor den Uebelständen zurückschrecken, die radikale Umgestaltungen zu |[26]nächst mit sich bringen würden, er muß sich nichtsdestoweniger darüber klar zu werden suchen, welche Umgestaltungen, wenn sie wirklich durchgeführt wären, heilsam sein würden, welche nicht.

Es hat vielleicht nichts so sehr der unbefangenen Beurtheilung Eintrag gethan, als daß man gewöhnlich zwei Fragen nicht gehörig auseinander gehalten hat: wie müßte eine möglichst vollkommene Orthographie beschaffen sein? und wie weit und mit welchen Mitteln ist dieses Ideal jetzt oder in Zukunft durchzuführen? Indem man meist ein sofort zu verwirklichendes Ziel im Auge gehabt hat, ist man einerseits aus Scheu vor zu großen Gewaltsamkeiten nicht dazu gelangt, das Ideal in voller Reinheit hinzustellen, die Grundsätze klar zu bezeichnen, nach denen dasselbe eingerichtet sein müßte, hat man andererseits das Maß des unmittelbar durchführbaren bei weitem überschritten. Dies ist eine von den Ursachen, weshalb die Beschlüsse der Berliner Konferenz so erfolglos bleiben mußten.

Wir müssen auch wohl unterscheiden zwischen der Frage, wie wir unser Alphabet am besten einrichten würden, wenn wir ganz von vorn anfangen, und der andern, wie wir die überkommenen Mittel am besten verwerthen würden. Darüber ist kaum Streit, daß es sich für uns nur um das letztere handeln kann. Wir werden so wenig, wie es bisher geschehen ist (vgl. oben), neue Zeichen erfinden oder den alten willkürlich eine ganz neue Bedeutung beilegen können. Lassen wir diese Frage bei Seite, so müssen wir von vorn herein darauf verzichten, darüber zu discutieren, wie etwa dem Uebelstande abzuhelfen ist, daß Buchstabencomplexe wie **ch**, **sch** zur Bezeichnung eines einfachen Lautes verwendet werden. Hier giebt es ohne einen ganz gewaltsamen Bruch mit der Tradition keinen Rath. Wir beschränken uns auf die Behandlung derjenigen Reformen, die auf Grundlage des vorhandenen Materials möglich sind.

Es stehen sich, wie schon bemerkt, zwei Reformrichtungen gegenüber, die sogenannte historische und die phonetische. Ich sage die sogenannte historische; denn in Wahrheit ist diese Richtung sehr unhistorisch, weil sie die Geschichte der letzten Jahrhunderte einfach |[27] ignoriren will. Sie hat sich an die Anschauungen J. G r i m m s angelehnt, die dieser nicht bloß in Bezug auf die Orthographie, sondern in Bezug auf die Sprache selbst hegte. Es ist eine merkwürdige Inconsequenz des Begründers unserer historischen Sprachforschung, daß er, während er der Schulmeisterei Adelungs gegenüber für die Sprache das Recht der freien Entwicklung in Anspruch nimmt, von einem andern Gesichtspunkte aus doch selbst wieder an ihr zum Schulmeister wird, indem er sich mißbilligend über viele Formen des Neuhochdeutschen ausspricht, weil sie mit den von ihm postulirten Gesetzen der Entwicklung nicht im Einklang stehen. Die auf solcher Grundanschauung aufgebaute Richtung mißt daher die neuhochdeutsche Orthographie mit dem Maßstabe der mittelhochdeutschen (übrigens nicht mit der der Handschriften, sondern mit der unserer modernen Ausgaben) und will die erstere wieder möglichst mit der letzteren in Uebereinstimmung setzen. Man soll nach den Lehren vieler Vertreter dieser Richtung zwar **tief** schreiben, weil es mittelhochdeutsch *tief* heißt, aber **vil**, weil es mittelhochdeutsch *vil* heißt, zwar **erwähnen**, weil es mittelhochdeutsch *erwehenen* heißt, aber **wänen**, weil es mittelhochdeutsch *wanen* heißt; ferner **küssen** nach mittelhochdeutsch *küssen* aber **wiszen** nach mittelhochdeutsch *wizzen*. Man ist soweit gegangen, daß man den entschiedenen Widerspruch mit der als mustergültig anerkannten Aussprache nicht scheut, somit also im Sinne der Anschauungen J a c o b G r i m m s die neuhochdeutsche Sprache auf den Standpunkt der mittelhochdeutschen zurückzuschrauben sucht, indem man

schreibt **fieng, gieng, würken, Küssen, Hilfe, Lewe, Leffel, schepfen, ergetzen** etc.

Die phonetische Richtung dagegen verwirft alle Rücksicht auf den älteren Sprachzustand, sie will lediglich eine genauere Anpassung der Schreibung an die bestehende Aussprache. Ein consequenter Vertreter derselben wird, wenn er **vil, wänen, küssen** schreibt, auch **tif, erwänen, wissen** schreiben.

Beide Richtungen treffen in einigen ihrer Forderungen zusammen, z. B. in Bezug auf die Beseitigung des **th**. Aber dies Zusammentreffen ist ein rein zufälliges. Man darf darum nicht | [28] den fundamentale Gegensatz übersehen, der zwischen beiden besteht. In weiteren Kreisen scheint man sich darüber nicht sehr klar zu sein. Das zeigen z. B. die vor einiger Zeit in entgegengesetztem Sinne gehaltenen Reden der Abgeordneten Gareis und v. Treitschke. Nach beiden müßte es scheinen, als ob nur die historische Richtung existierte, und dabei wird von Treitschke den Vertretern dieser Richtung vorgeworfen, daß sie **Fi** für **Vieh** schreiben wollten, eine Insinuation, die sie mit Entrüstung zurückweisen würden, da es mittelhochdeutsch *vibe* [5] heißt.

Weder das sogenannte historische noch das phonetische Prinzip kann uns die maßgebende Norm für die bestmögliche Einrichtung unserer Orthographie geben. Wir haben lediglich zu fragen, welche Einrichtung am besten dem Zwecke der Orthographie dient, den wir schon oben deutlich bezeichnet haben. Wir dürfen nicht bloß mit R. v. Raumer sagen, daß die Hauptaufgabe der Orthographie eine praktische ist, vielmehr dürfen wir ihr schlechthin keine andere als eine praktische Aufgabe zugestehen, die Aufgabe, als Ersatz für den mündlichen Verkehr innerhalb einer Sprachgenossenschaft zu dienen. Irgend welche historische oder lautphysiologische Wahrheiten mitzuthemen dürfen wir ihr gar nicht gestatten, wenn dadurch der praktische Zweck beeinträchtigt oder seine Erfüllung erschwert wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir alle antiquarischen Liebhabereien absolut verwerfen und dürfen lediglich den gegenwärtigen Stand der Sprache berücksichtigen. Wir müssen es um so mehr, weil, wenn wir einmal das Zurückgreifen auf ältere Schreibungen verstatten, gar kein Ende abzusehen ist, bei dem man sich beruhigen müßte, und somit einer schrankenlosen Willkür Thür und Thor geöffnet wäre. Im Allgemeinen ist auch der Einfluß der historischen Schule mehr und mehr zurückgedrängt, was sich unter anderm daran gezeigt hat, daß in die orthographische Konferenz keine strengen Vertreter derselben berufen sind. Aber in einzelnen Punkten sind doch wieder die Konferenzbeschlüsse in die Fehler dieser Schule verfallen und ebenso die neuesten staatlichen Regelbücher und selbst die Regeln des Vereins für deutsche | [29] Rechtschreibung, der sonst in maßvoller Weise und mit bestimmten Einschränkungen das phonetische Prinzip vertritt.

Auch diejenige Richtung, welche das phonetische Prinzip zur alleinigen Grundlage unserer Rechtschreibung machen will, ist entschieden zu verwerfen, wie aus unseren früheren Erörterungen zur Genüge hervorgeht. Wer eine einseitige Durchführung dieses Prinzipes für möglich hält, zeigt damit nur, daß seine Einsicht in die Lautverhältnisse eine sehr mangelhafte ist. Nur derjenige kann meinen, daß damit die allein richtige und zweckmäßige Orthographie hergestellt würde, der von der irrigen Anschauung ausgeht, als hätte der Einzelne immer noch die Schreibung jedes Wortes durch eine lautliche Analyse zu finden, während doch die bequeme Handhabung der Schrift nur durch die oben geschilderte Entwicklung ermöglicht wird, in Folge deren dem Einzelnen diese Analyse erspart und ihm für jedes Wort ein fertiges Schriftbild überliefert wird, welches nun eben erlernt werden muß. Der Grad, bis zu welchem die Durchführung des phonetischen Prinzipes zweckmäßig ist, muß mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit dieser fertigen Schriftbilder und ihre unvermeidliche Erlernung bestimmt werden.

Die Zweckmäßigkeit einer Orthographie muß sich überhaupt nach zwei Seiten hin zeigen. Erstlich muß sie möglichst so eingerichtet sein, daß aus dem Schriftbilde sofort das gemeinte Wort zu erkennen

ist, und zwar nicht bloß seinem Klange, sondern auch seiner Bedeutung nach, daß keine Verwechslung mit einem anderen Worte möglich ist. Zweitens muß sie möglichst leicht zu erlernen und zu behalten sein. Das erstere wird durch das Bedürfniß des Lesens, das letztere durch das Bedürfniß des Schreibens gefordert.

Von diesem Standpunkte aus ist es zweifellos, daß der gleichen Bedeutung jedenfalls so lange die gleiche Schreibung entsprechen muß, als dadurch nicht nach einer andern Seite hin eine Unzweckmäßigkeit entsteht. Daher ist die Einschränkung des phonetischen Prinzipes durch das Analogieprinzip innerhalb der bezeichneten Grenzen schlechthin als etwas sehr heilsames zu bezeichnen. Wenn wir nicht **Tak, schriep, Man, Veter, lank—laññe**, |[30] **schreibm, sagñ**, sondern **Tag, schrieb, Mann, Väter, lang—lange, schreiben, sagen** recipieren, so wird dadurch sowohl das Erfassen des Sinns beim Lesen, als das Niederschreiben erleichtert, indem die Bedeutung und das Schriftbild unmittelbar an einander erinnern, ohne daß die Vorstellung der möglichen lautlichen Differenzen störend dazwischen tritt. Wir haben also an der wohlthätigen Herrschaft dieses Analogieprinzipes in unserer jetzigen Orthographie durchaus nicht zu rütteln, keine Schreibungen wie **brante, gebrant, bestimt, bestellt, gewant, gesant** einzuführen. In Fällen wie **Mann, Stamm** kommt noch hinzu, daß durch die Doppelschreibung auch die Quantität des voraufgehenden Vokales außer Zweifel gesetzt wird. Einigermassen zweifelhaft kann man in Bezug auf **sammt—samt** sein, weil der Zusammenhang mit **zusammen** kein so enger ist. Aber die erstere Schreibung geradezu zu verpönen liegt kein Grund vor. Mit dem preußischen Regelbuche **wäscht** und **närrische** statt **wäschst** und **närrischste** zu schreiben, kann nicht für einen glücklichen Griff gelten. Man dürfte mit demselben Rechte auch Schreibungen empfehlen wie **du hält, gilst, der tausenste, reizenste, Winsbraut**. Es ist auch nicht einzusehen, warum die meisten unter den neuesten Regelbüchern bei den Ableitungen auf **—inn** und **—nisz** das Prinzip durchbrechen, **Königin, Betrübniß** als die einzig berechtigten Schreibungen hinstellen. Zuzugeben ist allerdings, daß man sich bei den häufigen Ableitungssilben leichter an den Wechsel gewöhnt als bei einzelnen Wörtern.

Das Analogieprinzip darf nicht mit dem historischen Prinzip verwechselt werden. Es stellt sich durchaus auf den Standpunkt des gegenwärtig bestehenden Sprachgefühls. Lediglich nach diesem haben wir zu beurtheilen, wo es zur Anwendung kommen muß. Es darf sich insbesondere keine Einschränkungen durch die unter allen Umständen unberechtigte Einmischung des historischen Prinzips gefallen lassen. Es geht uns z. B. gar nichts an, ob im Mittelhochdeutschen von *müezen, wizen* das Präteritum *muoste wiste* lautete, wir müssen jetzt die Schreibung des Präteritums von **müssen, wissen** mit der des Präsens in Uebereinstimmung bringen. |[31] Wenn der Verein für deutsche Rechtschreibung empfiehlt **herrschen** und **Herrschaft** zu schreiben, so ist er dadurch bestimmt, daß beide nicht aus **Herr**, sondern aus **hehr** abgeleitet sind; das geht uns aber wieder gar nichts an, das Sprachbewußtsein setzt sie jetzt in Beziehung zu **Herr**. Wenn das preußische Regelbuch vorschreibt **Beredtsamkeit** zu schreiben, weil das Wort nicht von **beredt** abgeleitet sei, so fällt das unter dieselbe Kategorie. Gegenwärtig ist **Beredtsamkeit** das substantivische Correlat zu **beredt**. Außerdem ist dabei gar nicht berücksichtigt, daß man, wenn man **beredt—Beredtsamkeit** vorschreibt, damit für das erstere die Aussprache mit kurzem, für das letztere die mit langem **e** empfiehlt. Wenigstens nach allen sonstigen Analogieen müßte man so lesen. So viel aber ist doch wohl sicher, daß, wer **beredt** mit kurzem **e** spricht, **Beredtsamkeit** nicht mit langem spricht. So ist es denn auch mit der schon von Adelung aufgestellten und seitdem immer wiederholten Behauptung, daß darum **allmählich** mit **ch** zu schreiben sei, weil es aus **allmählich** entstanden sei, sehr mißlich bestellt. Man darf nur fragen: ist die Aussprache **allmählicher** oder **allmählig** etc. die üblichere. Fällt die Entscheidung zu Gunsten von **allmählig** aus (nach

meinen Beobachtungen ist das der Fall), so muß man **allmählig** schreiben. Denn jeder, wer **allmählicher** spricht, fühlt in dem Worte nicht die Ableitungssilbe **-lich**, sondern **-ig**. Auch **adlig, billich, eklig, untadlig, unzählig, völlig** sind früher **adellich, billich, ekellich, untadellich, unzählich, völich**, haben sich aber jetzt an die Analogie der Wörter auf **-ig** angeschlossen. Der Verein für deutsche Rechtschreibung will wirklich bei zweien (**adlich, eklich**) die alte Schreibung zurückführen. Zu dergleichen Liebhabereien ist Gelegenheit genug geboten, und man sieht gar kein Ende ab, wenn man sich nicht gleich prinzipiell gegen jeden Ansatz dazu wehrt.

Soweit es das Analogieprinzip erfordert, ist an der Verwendung verschiedener Zeichen für den gleichen Laut nicht zu rütteln. Aber in jedem andern Falle ist sie ein entschiedener Nachtheil. Das Erlernen und Behalten der Orthographie wird dadurch erheblich erschwert. Außerdem aber liegt eben in dieser Ueberbür|[32]dung des Gedächtnisses die Hauptveranlassung zu orthographischen Fehlern. Und solche Fehler können, wenn sie häufig vorkommen, die Regel selbst ins Schwanken bringen. Eine Vereinfachung der Orthographie nach dieser Seite hin ist daher nicht nur eine Entlastung des Gedächtnisses, sondern beseitigt zugleich die Gefahr der Entstehung von Schwankungen.

Es wäre in dieser Sache gar kein Streit möglich, wenn das Vorhandensein mehrfacher Zeichen nicht auch irgend einen Vortheil gewährte. Dieser besteht darin, daß dadurch der verschiedene Sinn gleichlautender Wörter sofort kenntlich gemacht werden kann. Hier treten die beiden Rücksichten, die für die zweckmäßige Einrichtung der Orthographie in Betracht kommen, in Widerstreit mit einander, und deswegen liegt hier der Punkt, wo der Streit der Meinungen am schwersten beizulegen sein wird.

Gewähren solche Unterscheidungen wie **Thon—Ton, mahlen—malen, Weise—Waise** wirklich einen so großen Vortheil, daß der damit verknüpfte Nachtheil dadurch aufgewogen würde? Ich zweifle kaum daran, wollte man eine Volksabstimmung darüber veranstalten, so würde die Majorität die Frage bejahen. Aber dabei ist eine Selbsttäuschung im Spiele, die überhaupt die unbefangene Beurtheilung der orthographischen Dinge im höchsten Grade beeinträchtigt. Wer sich schon an eine bestimmte Orthographie gewöhnt hat, dem ist allerdings jede Abweichung davon zunächst störend, zumal wenn sie ihm unerwartet kommt. Das ist allerdings ein wichtiges Moment gegen die Vornahme plötzlicher gewaltsamer Aenderungen. Aber wenn wir uns ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit der Schreibung an sich bilden wollen, müssen wir durchaus davon absehen. Wer an unsere heutige Orthographie gewöhnt ist, wird allerdings bei **malen** zunächst an die Thätigkeit des **Malers**, bei **mahlen** an die des **Müllers** denken. Wem aber von Anfang an nur die eine Schreibweise für beide Thätigkeiten überliefert würde, der würde, wenn er das Wort im Zusammenhange läse, nicht leicht über die Bedeutung zweifelhaft sein können, auch nicht einmal einen Augenblick; denn es würde ihm immer diejenige Bedeutung zuerst einfallen, auf die |[33] er durch den ganzen Gedankenkreis hingeführt wird, in dem sich das, was er liest, bewegt, und es wird ihm kaum zum Bewußtsein kommen, das das Wort auch noch etwas ganz anderes bedeuten kann. Wenn Mißverständnisse bei den betreffenden Wörtern so leicht zu befürchten wären, so müßten sie ja in der mündlichen Rede, wo die Unterscheidung wegfällt, häufig vorkommen. Außerdem giebt es viele gleichlautende Wörter, die in der Schreibung nicht unterschieden werden, ohne daß sich das als ein besonderer Uebelstand geltend machte, vgl. z. B. **Acht, ein, kosten, wahre(n), weise(n)**; selbst solche Wörter, bei denen eine Unterscheidung mit den üblichen Mitteln sich hätte herausbilden können, wie **Kiel, laden, Leiter, Ohm, Schnur, Thor, Weide**. Und wäre das Bedürfniß wirklich so dringend, so müßte man auch die verschiedenen Bedeutungen des gleichen Wortes unterscheiden, wie es in **wieder—wider, das—daß** wirklich geschehen ist. Durch den geringen Vortheil, den die Möglichkeit der Unterscheidung in einzelnen Fällen bietet, sollte man sich daher nicht abhalten lassen, die Beseitigung aller mehrfacher Bezeichnungsweisen für den gleichen Laut, soweit sie nicht durch die

Analogie geboten sind, als wünschenswerth hinzustellen.

Man muß sich denn also für eine unter den im Gebrauche befindlichen Schreibungen entscheiden. Welche darunter vorzuziehen ist, kann kaum in irgend einem Falle zweifelhaft sein. Daß man z. B. Die Doppelheit **t—th** nicht durch Verallgemeinerung des **th**, sondern durch Verallgemeinerung des **t** zu beseitigen haben würde, liegt auf der Hand, und in dieser Richtung ist schon manches geschehen; im vorigen Jahrhundert schrieb man z. B. noch **bethen**, **Gebeth**, **biethen**, **Bothe**, **Huth**, **Niethe**. Auch wird man nicht daran denken, **f** durch **v**, sondern nur **v** durch **f** zu verdrängen, falls überhaupt in dieser Richtung einmal etwas geschehen kann.

Nach dieser Seite hin liegen die Hauptübelstände unserer Orthographie. Dagegen von dem entgegengesetzten Uebel, der Bezeichnung verschiedener Laute durch gleiche Zeichen, haben wir für unser praktisches Bedürfniß nicht viel zu leiden und brauchen |[34] uns um die theoretischen Liebhabereien gewisser Phonetiker wenig zu kümmern. Es ist hauptsächlich nur der Mangel von Quantitäts- und Accentbezeichnung, der einige Nachtheile mit sich bringen kann.

Die Längenbezeichnung ist der heikligste Punkt unserer Orthographie. Aber die Schäden liegen auch hierbei nicht sowohl im Mangel, als im Luxus. Die angemessenste Reform würde es wohl sein, wenn ein einfaches Längenzeichen gleichmäßig für alle Vokale eingeführt würde. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß es je gelingen würde, sich über ein solches Zeichen zu einigen. Alle Reformbestrebungen laufen auch zunächst darauf hinaus, die jetzige inconsequente Verwendung verschiedenartiger Dehnungszeichen zu beseitigen. Wir müssen uns daher klar zu machen suchen, ob und wieweit die Dehnungszeichen ein Bedürfniß sind.

In den meisten Fällen sind sie es auch für den der Sprache unkundigen nicht, weil nämlich die Kürze sich aus einem negativen Kennzeichen ergibt, dem Unterbleiben der Doppelschreibung des folgenden Consonanten, z. B. in **stehlen**, **Aale**, **Staare**, **mahnen** gegenüber **stellen**, **alle**, **starre**, **Mannen**. Keine volle Sicherheit hat man bei einsilbigen Wörtern, die am Ende mit einfachem Consonanten geschrieben werden. Aber auch hier ist der Unterschied bei allen Substantiven, Adjectiven und Verben durchgeführt, vgl. **stahl—Stall**, **Aal—all**, **Staar—starr**. Eine Ausnahme macht nur **bin**. Sonst sind es nur einige Pronomina und Partikeln, die kurzen Vokal vor einfach geschriebenem Consonanten haben, wie **das**, **des**, **man**, **in**, **mit**, **hin**, **zum** etc., die selbst der Ausländer leicht merken kann. Das muß er aber bei der gegenwärtig bestehenden Orthographie gerade so gut thun wie bei einer solchen, welche alle Dehnungszeichen abgeschafft hat. Ferner kann man zweifelhaft sein vor Consonantenverbindungen. Im allgemeinen zwar ist hier der Vokal kurz, aber namentlich vor **st**, **rt**, **rd** kann auch Länge vorkommen, ferner in solchen Formen, die aus anderen mit einfachem Consonanten abgeleitet sind. Was die letztere betrifft, so schließt in vielen Fällen das unterscheidende |[35] Kennzeichen der Doppelschreibung jeden Zweifel aus, vgl. Fälle wie **stammte**, **brannte**, **harrte**. Wo die Doppelschreibung fehlt kann nur der der Sprache ganz unkundige zweifelhaft sein. Nur für denjenigen, der nicht einmal merkt, daß **spielst**, **spielt**, **spielte** Verbalformen sind, daß **Spielwerk**, **Stahlfeder** Composita sind, kann das Dehnungszeichen nöthig sein, um die Länge des Vokals zu erkennen. Um so weniger kann man hieraus einen Grund für Beibehaltung des Dehnungszeichens in seiner jetzigen Ausdehnung entnehmen, weil es doch in einer Menge von Fällen fehlt, vgl. z. B. **brätst**, **bläst**, **schläfst**, **rust**, **hörst**, **hört**, **hörte**, **gehört**, **holst**, **holt**, **holte**, **geholt**, **Schlafkammer**, **Hörsal**, **lesbar**. Eher erforderlich wäre die Bezeichnung der Länge in den Fällen, wo die Analogie der Formen mit einfachem Consonanten nicht im Spiele ist. Aber gerade hier unterbleibt sie so gut wie durchaus, vgl. **Art**, **Bart**, **Scharte**, **zart**, **Schwert**, **werth**, **Erde**, **Herd**, **Pferd**, **werden**, **Ostern**, **Husten**, nicht anders wie **hart**, **Garten**, **Gerte**, **Post**, **Brust**. In

einigen Fällen, wo die Consonantenverbindung erst spät durch die Ausstoßung eines *e* entstanden ist, ist die Länge des Vokals durch Beibehaltung des sonst für den weichen Laut gebrauchten Zeichens zu erkennen. Wenn wir nämlich von einigen, allerdings störenden Fällen absehen (**Abt, hübsch, ab, ob**), so geht die Länge vor **g, d, b** durch, und wir erkennen sie daher gleich in **Magd, Vogt, Krebs, Obst**. Wenn man daher diese Schreibungen beibehält, braucht man sich auch nicht an **Pabst** und **Probst** zu ärgern.

Noch drei Fälle verdienen hervorgehoben zu werden, in denen die Unterscheidung zwischen Kürze und Länge mangelt, weil ein zusammengesetztes Zeichen angewendet wird, bei dem die Doppelsetzung gänzlich unüblich ist. Es sind die Zeichen **ß, ch, und sch**, die hier in Betracht kommen. Rücksichtlich des ersteren ist für den Inlaut dadurch geholfen, daß man anstatt der Geminatio desselben **ff** verwendet. Für den Auslaut mangelt aber in der gewöhnlichen Orthographie noch die Unterscheidung. Sie würde erzielt werden, wenn es gelänge die schon vor langer Zeit von Heyse |[36] empfohlene und neuerdings namentlich von G. Michaelis eifrig verfochtene Verwendung von **fs** nach kurzem Vokale durchzusetzen, wodurch zugleich dem Analogieprinzip besser genügt werden würde. Ein derartiger Ausweg steht aber bei **ch** nicht zu Gebote. Man schreibt **sprach, Sprache, sprächen, hoch, Buch** wie **Bach, Sache, rächen, Loch, Spruch**. Nur *e* nach *i*, aber weder ein *h*, noch Vokalverdoppelung wird hier je angewendet. Vor **sch** ist allerdings die Kürze ganz überwiegend.

Wir sehen demnach, daß uns unser complicirtes System der Längenbezeichnung gerade in solchen Fällen im Stiche läßt, wo man noch am ersten ein Bedürfniß anerkennen könnte.

Aber noch ein Moment ist geltend gemacht, weshalb die Beibehaltung der Dehnungszeichen wenigstens nach *i* und *e* wünschenswerth sei, die dadurch bewirkte Hervorhebung der Wurzelsilben gegenüber den unbetonten Vorsilben. Dies Moment ist maßgebend für die Beschlüsse der Berliner Konferenz gewesen. Irgend welches Gewicht kann man demselben wieder nur dann beiliegen, wenn man das Bedürfniß des Ausländers im Sinne hat. Keinem, der die Sprache kennt, würde es einfallen, etwa **béselen, bégeren, békeren, gédigen, bésigen** zu lesen, so wenig wie er **gálesen, gáwesen** liest. Von Verwechslungen, die durch Weglassung des Dehnungszeichens möglich werden würden, fällt mir keine andre ein als die schon von Raumer angeführte, **entehrt—entert**. Dagegen in einem andern Falle **Gebet—gebet** ist die Verwechslung jetzt schon möglich.

Noch eins verdient erwogen zu werden. Wenn wir, dem Verdeutlichungsbestreben nachgebend, in einigen Fällen das Dehnungszeichen beibehalten, so sind wir mehrfach durch das Analogieprinzip genöthigt, dasselbe noch auf weitere verwandte Formen auszudehnen. Wenn wir **hohle, mahlen, Mehl, Rahm, wahr, befehlen, hehlen, nehmen, stehlen** schreiben, so müssen wir auch **hohl, Mühle, rühmen, Wahrheit, bewähren, befahl, befohlen, verhöhlen, nahm, Einnahme, stahl, gestohlen, Diebstahl** schrei|[37]ben. So führt die eine Inconsequenz eine Reihe von andern im Gefolge.

Alles, was gewöhnlich zur Vertheidigung unseres jetzigen Systemes der Längenbezeichnung vorgebracht wird, beruht auf der schon gekennzeichneten, aus der Gewohnheit entspringenden Selbsttäuschung. Eine radikale Beseitigung aller Dehnungszeichen ist durchaus erstrebenswerth. Eine wirklich zweckmäßige Bezeichnung der Länge, die für das gewöhnliche Bedürfniß nicht erforderlich ist, müßte erst auf ganz neuer Grundlage geschaffen werden.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, das Idealbild einer verbesserten Orthographie bis in alle Einzelheiten hinein festzustellen. Es kam nur darauf an, die Grundsätze klarzulegen, nach denen dasselbe unserer Ueberzeugung nach zu gestalten ist. Es muß noch hervorgehoben werden, daß eine solche con-

sequente Durchführung einfacher Grundsätze, wie wir sie hier empfohlen haben, das einzige Schutzmittel gegen die willkürlichen Launen der Regelmacher, das einzige Heilmittel für das rathlose Hin- und Herschwanken sein würde, daß sie zugleich dem Einzelnen den eventuellen Uebergang zu einer neuen Schreibweise sehr leicht machen würde. Gewiß kann man es niemandem verdenken, wenn er sich sträubt etwas immer noch comlicirtes Neues zu lernen, über dessen Berechtigung er sich keine Rechenschaft zu geben im Stande ist.

So wünschenswerth aber auch die Durchführung einer Reform in dem angegebenen Sinne sein würde, so muß doch jeder Gedanke an eine gewaltsame Octroyierung von vornherein abgewiesen werden.

Eine Reform hat nur dann Aussicht auf allgemeine Annahme, wenn sie der Neigung des Publikums den Interessen des Buchhandels nicht zuwiderläuft. Die Uebelstände, welche neuerdings durch das Verfahren verschiedener deutscher Regierungen hervorgerufen sind, sind schon vielfach erörtert worden. Dieselben würden keineswegs vollständig beseitigt werden, wenn es etwa durchgesetzt würde, daß sich die Staaten des deutschen Reiches zur Anerkennung eines der verschiedenen Regelbücher vereinigten. Es |[38] wäre sehr zu beklagen, sei es auch nur in wenigen Punkten, ein klaffender Riß zwischen dem Reiche einerseits und Oesterreich, der Schweiz, Deutsch-Amerika andererseits entstände. Wir dürfen nicht zuversichtlich darauf pochen, daß es uns gelingen würde die außerhalb des Reiches stehenden Deutschen in dieser Hinsicht zu tyrannisiren. Schlimmer aber noch ist die Kluft zwischen Schule und Literatur. Die Schule hat unserer Ueberzeugung nach gar nichts zu reformiren. Wenn sie es versucht, überschreitet sie ihre Competenz, und wenn sie es darüber hinaus versäumt, das wirklich übliche zu lehren, so versäumt sie eine Pflicht, welche sie der Gesammtheit gegenüber hat. Die Abweichungen der Regelbücher von dem bisher üblichen sind zwar nicht so bedeutend, wie sie vielfach verschrieen werden. Es ist auch möglich, daß sie sich, wenn die Presse sich nachgiebig zeigt, allmählig in etwas weiteren Kreisen einbürgern werden. Aber unter allen Umständen werden die Zustände nicht verbessert, sondern verschlechtert werden. Wie oben an verschiedenen Beispielen gezeigt, liegt den eingeführten Neuerungen durchaus kein klares Prinzip zu Grunde. Sie sind zum Theil entschiedene Verschlechterungen. Und wo man sie als Verbesserungen betrachten könnte, da ist die Grenze, bis zu der man gegangen ist, ganz willkürlich gezogen. Sie werden sich niemals die Anerkennung derjenigen erwerben, die selbständig über den Gegenstand nachdenken. Sie werden, weil sie sich nicht leicht genug einprägen, die Häufigkeit der unabsichtlichen Verstöße gegen die Regel nur vermehren. Sie können, so sehr sie die Menge derer, die sich in ihrer Gewohnheit durchaus nicht stören lassen wollen, gegen sich aufbringen, doch eben so wenig diejenigen befriedigen, welche eine durchgreifende Reform wünschen. Das Experimentiren auf diesem Gebiete wird ruhig weiter gehen. Die Folge davon wird sein, daß man sich über kurz oder lang genöthigt sehen wird, neue Regelbücher auszugeben und den nach vielen Seiten hin so nachtheiligen schroffen Uebergang, wie er jetzt gemacht werden soll, zu wiederholen.

Was läßt sich nun diesen mißlichen Verhältnissen gegenüber positives thun? Das erste, was meiner Ueberzeugung nach geschehen |[39] müßte, bevor irgend eine Art von officiellm Eingreifen stattfinden dürfte, ist die Erzielung einer Einigung in den maßgebenden Kreisen über die Grundsätze, nach denen eine durchgreifende Reform eventuell vorgenommen werden könnte, nach denen eine Regelung der schon weiter verbreiteten Schwankungen unter allen Umständen angestrebt werden müßte. Gegenwärtig sind wir noch nicht so weit, wenn sich auch die Anschauungen gegen früher merklich geklärt haben.

Erst auf Grundlage einer solchen Einigung könnte man versuchen ein Regelbuch aufzustellen. Dies Regelbuch müßte aber wesentlich anders beschaffen sein, als diejenigen, die man uns jetzt octroyiert

hat. Es müßte zunächst eine genaue Angabe des wirklich üblichen enthalten. Dabei müßten also auch alle Schwankungen unparteiisch verzeichnet werden, und zwar eventuell mit Auszeichnung der verbreiteteren Schreibweise. Natürlich auf willkürliche Launen Einzelner kann keine Rücksicht genommen werden.

Hierzu dann eine Angabe darüber, was nach den angenommenen Grundsätzen das empfehlenwerthere ist. Nirgends darf die Entscheidung in der Form eines Befehles, sondern nur immer in der Form eines Rathes auftreten. Selbstverständlich wäre von Zeit zu Zeit eine Revision nöthig, und mit Hülfe solcher Revisionen könnte man nach und nach etwas weiter kommen.

Die Unterstützung eines solchen Regelbuches durch die Autorität der Staatsgewalt ist nicht erforderlich, vielleicht kaum wünschenswerth. Am berufensten, einem Regelbuche Nachdruck zu geben, wäre eine freie Vereinigung der deutschen Verlagsbuchhandlungen. Von Seiten der Regierungen brauchte weiter nichts zu geschehen als eine Zurücknahme ihrer störenden Verordnungen. Ohne diese Zurücknahme werden wir freilich nicht vom Flecke kommen.

Auf diesem Wege würde es möglich sein zu geordneten Verhältnissen zu gelangen, ohne daß der Einzelne unter Gewaltsamkeiten zu leiden hätte. Eine durchgreifende Reform würde allerdings zunächst nicht erzielt werden. Daß aber damit für immer |[40] darauf verzichtet wäre, läßt sich nicht behaupten. Es wird dem Einzelnen nach wie vor frei stehen zunächst in Werken, die für einen engeren Kreis bestimmt sind, weitergehende Reformen zu versuchen und an seinem Theile dazu beizutragen richtige Anschauungen über den Gegenstand zu verbreiten. Vorausgesetzt, daß alle diese Bestrebungen sich allmählig auf das gleiche verständige Ziel vereinigen, werden sie vermuthlich nicht ohne Erfolg bleiben. Sollten sie aber an dem Widerstande der großen Mehrheit scheitern, so wird man sich eben in die Nothwendigkeit fügen müssen. Ein Fortschritt zum besseren, wenn auch noch so langsam, wäre auf alle Fälle gesichert.

---

[1] Korrektur des Druckfehlers „Einführnng“.

[2] In der Vorlage steht „eintreten“, was wohl ein Druckfehler ist.

[3] Das Wort „ruoen“ ist in der Vorlage mit Fettdruck ausgezeichnet. Es sollte aber wohl in Antiqua stehen.

[4] Die Vorlage hat hier den Druckfehler „abgeleiteit“.

[5] In der Vorlage ist das Wort „vihe“ mit Fettdruck, statt durch Antiqua hervorgehoben.

---

[i] Anderer Ansicht ist R. v. R a u m e r, der in dem **h** ein Dehnungszeichen sieht und es deshalb vor kurzem Vokal und Diphthongen abgeschafft und nur vor einfachem Vokal beibehalten wissen will, also **Teil, verteidigen**, aber **That, Thräne**. Diese Auffassung widerlegt sich durch den einfachen Einwand, daß es dann neben einem Diphthongen überhaupt niemals eingetreten sein könnte, und noch weniger neben kurzem Vokal wie in **Wirth, Thurm**. Noch weniger ist zu begreifen, warum R a u m e r das **th** gerade nur im Anlaut befürwortet, während er es im In- und Auslaut ganz verwirft. Wir können darin

nur eine Marotte des sonst hochverdienten Mannes sehen, und man muß sich im hohen Grade darüber verwundern, daß eine solche Marotte von Staatswegen der ganzen Nation aufgedrungen werden soll.

[Das Wort „Thräne“ ist in der Vorlage – wahrscheinlich versehentlich – nicht mit Fettdruck hervorgehoben.]